



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

††: Von der preußischen Grenze.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Allein der alte Glanz des Stiftes war unwiederbringlich dahin. Die wettinischen Fürsten hatten in Folge der vielen Theilungen, welche in diesem Hause stattfanden, ihre Vorliebe anderen Klöstern zugewendet. Nur die alten Gebäude standen noch Jahrhunderte lang als Zeugen der alten Herrlichkeit, bis die Reformation auch diesem Kloster ein Ende machte. Die letzten Mönche, die sich noch darin fanden, wurden pensionirt, das Vermögen säcularisirt und daraus ein evangelischer Pfarrer dotirt, der fortan im Chor der Stiftskirche den Gottesdienst abhielt. So blieb es bis zum Jahre 1565; da verwandelte der Bliß die Kirche in eine Ruine, welche nur soweit nothdürftig wiederhergestellt wurde, daß sie zum Gottesdienst benutzt werden konnte. Der verschwenderische Kurfürst August der Starke veräußerte das ganze Amt Petersberg für 40,000 Thlr. an Brandenburg, die Klostergebäude dienten zu Wirthschaftszwecken, bis man im Jahre 1726 einen Theil der Ruine abbrach, um am Fuße des Berges daraus ein neues Oekonomiegebäude zu bauen, worauf das verlassene Kloster zerfiel. Und dieser klägliche Zustand blieb, bis der vorige König von Preußen dessen kunstliebendem Sinne so manches denkwürdige Gebäude des Mittelalters seine Rettung von gänzlicher Zerstörung verdankt, die Ueberreste der Klosterkirche restauriren ließ, so daß sie wie ehemals in stattlicher Schönheit von der Höhe in das Land hinauschaute. Th. Flathe.

Von der preussischen Grenze.

Die Ereignisse der vergangenen Woche verdienen ernsthaftes Nachdenken. In den letzten Jahren wurde unsere deutsche Politik von Einem Gedanken oder vielmehr von Einem dunklen Gefühl bestimmt, von dem Mißtrauen gegen den Kaiser Napoleon. Dieses Mißtrauen ist vollkommen gerechtfertigt, und wir haben alle Ursache auf der Hut zu sein. Wenn wir aber nicht den Kindern gleichen wollen, so müssen wir uns bemühen, unsern Gegner zu verstehen, und es scheint fast, als ob der größere Theil unserer Politiker zu klein über ihn gedacht hat.

Der Kaiser Napoleon kam durch eine Coalition verschiedener Parteien, unter denen die ultramontane eine große Rolle spielte, an die Spitze der Republik. Man hielt ihn für eine unbedeutende Persönlichkeit, die aber gerade

deshalb geeignet sei, daß sich alle Feinde der Demokratie um sie scharten. Nachdem ihm das Bündniß dieser Parteien Gelegenheit gegeben, das Militär vollständig für sich zu gewinnen, nahm er durch einen Gewaltstreich den Thron. Alle Parteien, oder, was in den Resten des constitutionellen Frankreich dasselbe sagen wollte, alle Männer von Ansehen zogen sich von ihm zurück und bildeten eine Fronde, die ihm höchst gefährlich werden konnte, wenn es ihm nicht gelang, das lebhafteste und ehrgeizige Volk anderweitig zu beschäftigen. Er hatte fast keine andern Werkzeuge als die Abenteurer, die mit ihm das Hazardspiel unternommen, und das einzige Mittel sich zu behaupten, war rücksichtsloser Despotismus.

Europa urtheilte ganz richtig, wenn es der Ueberzeugung war, die Behauptung der Gewalt sei sein höchster, sein einziger Zweck, und er werde vor keinem Mittel zurückschrecken, das er für nothwendig hielt. Aber Europa urtheilte sehr voreilig, wenn es meinte, er habe eine besondere Vorliebe für diejenigen Mittel, deren er sich augenblicklich bediente, und er werde keine andern finden können.

Sein erster Schritt war, sich in der Reihe der europäischen Mächte Ansehen zu verschaffen. Durch den orientalischen Krieg erhob sich der Parvenu, mit dem man kaum verkehren mochte, in wenig Jahren zum ersten Fürsten Europas, und die Franzosen konnten stolz darauf sein, einem so angesehenen, so gefürchteten Herrn zu dienen. Der Sturz der Julidynastie hatte seinen Hauptgrund darin, daß der Bürgerkönig kein Ansehen in Europa besaß.

Europa urtheilte sehr richtig, als es in einem System, welches die Fortdauer der Herrschaft auf den Kriegeeruhm gründete, eine große Gefahr für sich sah. Aber es war voreilig, anzunehmen, daß Napoleon damit seinen letzten Trumpf ausgespielt haben sollte. Es war voreilig, in dem italienischen Feldzug nichts weiter zu sehen, als ein neues circensisches Spiel für die Franzosen; es war voreilig, das Princip der Nationalität für ein leeres Stichwort anzunehmen; es war voreilig, die liberalen Verordnungen des letzten Jahres zu verspotten.

Die französische Armee ist eine furchtbare Waffe für einen ehrgeizigen Herrscher, und Napoleon hat alles Mögliche gethan, um sie noch furchtbarer zu machen: aber es gibt eine noch furchtbarere Waffe gegen das alternde Europa, die Principien von 1789! Man beruhige sich doch nicht zu vorschnell bei dem Glauben, daß diese mit dem Bonapartismus sich niemals vereinigen könnten.

Wir fürchten nicht, mißverstanden zu werden. Wenn es darauf ankommt, zwischen seiner Herrschaft und irgend einem politischen Princip zu wählen, so würde Napoleon keinen Augenblick Anstand nehmen. In den ersten Jahren seiner Macht hätte die Discussion sein Reich getödtet, nur durch den Schrecken

konnte er es behaupten. Wie aber, wenn er sich jetzt stark genug fühlte, die Discussion nicht mehr zu fürchten? Wie, wenn er kühn genug wäre, die Discussion und mit ihr Frankreich zu beherrschen?

Obgleich die parlamentarische Freiheit erst ein paar Monate alt ist, sind die Debatten des französischen Senats bedeutend lebhafter als die Debatten in mancher altehrwürdigen Ständeversammlung — z. B. in der zu Dresden. Es ist ein heißer Kampf, die Gegensätze sprechen sich ganz unumwunden aus, und, was das Wunderbarste ist, ein kaiserlicher Prinz tritt an die Spitze der Fortschrittspartei! Man hat sich im Kaiser Napoleon geirrt; wie wäre es, wenn man sich auch in seinem Vetter geirrt hätte?

Nehmen wir die Rede des Prinzen an sich, und abstrahiren von dem, der sie gehalten, so werden wir gewiß manche Ausdrücke frivol und unparlamentarisch finden, wir werden aber doch eine bestimmte, zusammenhängende und recht energische Anschauung darin erkennen; wir werden dieselben Ideen wiederfinden, die vor noch nicht langer Zeit manches Herz höher schlagen machten; Ideen, die einer Wirklichkeit entsprechen. — Aber, wird man sagen, es ist ja nur ein Betrug! — Vielleicht; aber man kann auch durch die Wahrheit betrügen! — Der Zweck der Napoleoniden ist, Frankreich zu beherrschen; vielleicht halten sie es jetzt aber für das beste Mittel zu diesem Zweck, offen die Tricolore aufzustecken. — Vielleicht denken die Napoleoniden größer als die Republikaner in Glacéhandschuhen, größer als die Herren Bastide und Lamartine, die Frankreichs Untergang prophezeigten, wenn ein unabhängiges Italien daneben entstünde. Napoleon hat ein größeres Zutrauen in Frankreichs Stärke, er hat bereits ein recht stattliches Italien geschaffen, und, wie die Sachen jetzt stehen, zweifeln wir keinen Augenblick daran, daß er ihm auch die Hauptstadt geben wird.

Denn der Krieg gegen den Papst und den Ultramontanismus ist erklärt, so offen, wie je in der Weltgeschichte ein Krieg erklärt war. Einzelne studentische Ausdrücke des Prinzen mögen die Minister mißbilligen, in der Hauptsache haben sie dasselbe gesagt, und der Bischof von Poitiers — dessen Beredsamkeit wir übrigens volle Gerechtigkeit widerfahren lassen — hat mit seinem biblischen Vergleich den Nagel auf den Kopf getroffen. Louis Napoleon hat den Ultramontanismus als Mittel benutzt, die Republik zu besiegen; jetzt kann er von ihm nichts weiter erwarten, und die Versöhnung ist unmöglich geworden. Er bedarf aber eines geistigen Princips, um seine materielle Macht zu beleben, und nur das Princip von 1789 ist dem Ultramontanismus gewachsen.

Vielleicht wird noch in diesem Jahr Rom die Hauptstadt des neuen Italiens. Die öffentliche Meinung in England ist entschieden dafür; wie sehr Rußland geneigt ist, sich den Ansichten Napoleons unterzuordnen, zeigen die De-

peschen in der syrischen Angelegenheit, und die höchst erstaunlichen Vorfälle in Warschau werden die Nothwendigkeit einer französischen Allianz der russischen Regierung noch deutlicher gemacht haben.

Aber Oestreich soll ja erklärt haben, es werde, sobald die Franzosen aus Rom gehen, seine Truppen an deren Stelle schicken? — Wer daran glaubt, der mag auch annehmen, daß die Elberfelder Waisenkinder vom heiligen Geist angeregt worden sind!

Das großartige, wunderbare Schauspiel der Umgestaltung Oestreichs in einen Verfassungsstaat bedarf einer eingehenden Beleuchtung. Wir werden sie im nächsten Heft geben. Hier nur soviel: nachdem Oestreich die Umgestaltung einmal begonnen, kann es sich nicht eher frei bewegen, als bis es sie vollendet hat. Wollte Oestreich in diesen Uebergangswegen einen europäischen Krieg unternehmen, so ginge es seiner völligen Zertrümmerung entgegen. Und allmählig fängt man auch in Wien an, das zu begreifen, und würde noch viel deutlicher sehen, wie die Sachen beschaffen sind, wenn man in Berlin die Augen offen hätte.

Dies ist der Punkt, auf den es uns eigentlich ankommt. Indem wir die Möglichkeit, daß Frankreich die Tricolore aufsteckt, geltend machen, fällt uns nicht ein, daraus den Wunsch einer Allianz mit Frankreich herzuleiten. Die Principien von 1789 können in Frankreich stark genug sein, um ein unabhängiges Italien neben sich zu dulden; sie werden aber nie so sehr das Interesse zurückdrängen, um ein geeinigtes Deutschland wünschen zu lassen. Für unsere innere Wiedergeburt können wir in Frankreich nie einen Freund, sondern müssen wir stets einen gefährlichen Gegner erwarten, einen um so gefährlicheren Gegner, je straffer es seine eigenen Kräfte concentrirt.

Aber warum fiel das alte Europa vor dem revolutionären Frankreich?

Weil es nicht den Muth und nicht die Kraft hatte, dem lebendigen Princip ein lebendiges Princip entgegen zu stellen, weil es sich schwächlich an das abgelebte System des canonisirten Egoismus anklammerte; jenes gemeinen Egoismus, der den Namen Gottes mißbraucht und, wenn es zur Entscheidung kommt, in den kleinlichsten Interessen befangen eines großen Entschlusses unfähig ist. Deutschland oder Preußen kann nur dann dem inneren Wachsthum Frankreichs ruhig entgegensehen, wenn es selbst die abgelebten Formen abwirft und sich aus eigenen Kräften verjüngt. Der erste Schritt, den Preußen thun muß, um nach außen hin zu wirken, um — moralische Eroberungen zu machen, ist die innere Wiedergeburt. Die Verbesserung der innern Zustände ist nicht bloß eine Frage der Freiheit und der Ordnung, sondern geradezu eine Frage der Macht. So lange Preußen in den Traditionen von Hinkeldey, Westphalen und Manteuffel unentschlossen fortschleicht, bleibt es auch nach außen ein machtloser Staat. Die Wärme, mit der sich

Graf Schwerin des Herrenhauses und ähnlicher Institutionen angenommen hat, deutet nicht auf eine scharfe Erkenntniß dieser Lage hin; dagegen finden wir in den Reden der Abgeordneten von Vincke und von Carlowitz das richtige Verständniß dessen, worauf es ankommt. Dieß auszusprechen halten wir für nöthig, weil in liberalen und wohlgefinnten Blättern, die sich an gleichgültige Aeußerlichkeiten heften, die genannten Männer nicht so gewürdigt werden, wie sie gewürdigt werden müssen.

††

Zuverlässige Notiz über den gegenwärtigen Bestand der dänischen Marine.

Nach zuverlässigen officiellen Nachrichten besteht die dänische Flotte zur Zeit aus folgenden Fahrzeugen:

I. Dampfschiffe.

3 Schraubenfregatten, wovon 2 mit Maschinen v. 300 Pferdekraft und 42 St. dreißigpfündigen Kanonen; das dritte (Jylland) hat eine Maschine von 400 Pferdekraft und 44 Kanonen; die beiden ersteren stehen, nach dem Urtheil von Sachkundigen, in Hinsicht auf die Schnelligkeit, welche als ein Hauptmoment der Tüchtigkeit bei Kriegsdampfern angesehen wird, sehr zurück, und in Betracht kommt eigentlich nur Jylland. Ferner aus 2 Schraubencorvetten zu 12 und 16 St. dreißigpfündigen Kanonen und 260 Pferdekraft, 4 Räderdampfschiffen mit 2, resp. 1 Bombenkanone. Diese Schiffe werden vom Marineminister selbst ausdrücklich als zum Dienst untauglich erklärt. Endlich 3 Schraubentorpedoböten à 2 St. sechszigpfündigen Bomben- oder dreißigpfündigen Kugelkanonen, eins hiervon ist gänzlich unbrauchbar.

Im Bau begriffen sind gegenwärtig 1 schwere Fregatte von 52 Kanonen und 1 Corvette von 16 Kanonen.

Das Linienschiff Skjold mit 64 St. dreißigpfündigen Kanonen wird gegenwärtig mit Hilfschraube von 300 Pferdekraft versehen, doch ist das Schiff 27 Jahre alt und bedarf großer Reparaturen.

II. Segelschiffe.

An Segelschiffen sind vorhanden:

3 Linienschiffe mit zusammen 240 Kanonen, 6 Fregatten mit 290 Kanonen, 7 Corvetten und Briggs mit 96 Kanonen. Von den Linienschiffen ist nur 1 von 72 Kanonen, von den Fregatten 1 von 44 Kanonen, von den Corvetten 3 und von den Briggs kaum 1 als diensttüchtig zu betrachten. Uebrigens legt der Marineminister auf die Segelschiffe selbst keinen Werth und bemerkt, daß dieselben keinen